



Sonntagsblatt.

Weihnachten.

Du lieber, schöner Weihnachtschein — Du bist von dir in aller Welt
 Wie strahlst du uns ins Herz hinein! Ein jedes Herz und Haus erhellt;
 Wir haben dein Gedacht so oft, Selbst in der engsten Hütte Raum
 Ein ganzes Jahr auf dich gehofft; Strahlst du herab vom Weihnachtsbaum.



Detta.

Eine Weihnachtsgeschichte von Franziska Bram.

Klein-Detta konnte sich gar nicht mehr in der Welt auskennen. Das ganze Jahr hindurch war sie mit Weihnachten erzogen worden, Weihnachten stand noch in glänzender Erinnerung vor ihrem vierjährigen Gedächtnis. Und nun war das alles gar nicht so, wie sie hoffte. Mama erzählte ihr nicht die wunderbaren Geschichten, die ihr bruchstückweise vor sich webten, und die sie nach unerfülllicher Kinderart gerne hundertmal gehört hätte — von Engeln, die singen, von dem ganz, ganz kleinen Kindlein im Stalle, das vom Atem eines Esels und eines Ochs gewärmt wird, während von allen Seiten Hirten und Hirtenmädchen herbeiströmen, und ein wunderbarer Stern, groß wie eine Sonne, dicht über dem Strohbede steht.

Wenn Detta Mama darum plagte, kam wohl irgend ein Anfang; aber die Zuhörerin konnte nicht zufrieden sein und mußte immer verbessern: „Nein, Mama, voriges Jahr war das aber viel schöner! Ganz anders! So kurz war die Geschichte gar nicht!“ — Denn Kinder lieben keine Variationen. Aber dann ward Mama böse und einsilbig und Detta mußte allein am Fenster kauern und nach dem roten erhellten Westhimmel starren, der durch die schwarzen Baumäste des verschneiten Gartens so zauberhaft hindurchschimmerte. Und ihre Phantasie arbeitete mit Hochdruck. Lange zwar hielt sie es so nicht aus. „Mama — was backt das Christkind da vorne in seinem Backofen? Sieh mal, da haben die Engelnchen aber Holz eingeschoben — der ganze Ofen glüht rot? Ob das wieder solche Zundersterne werden, wie voriges Jahr? Weißt du noch, Mama?“

„Ja, ja, Detta“ —

„Nun mußt du aber auch das Liedchen singen, Mama, das du voriges Jahr immer mit mir gesungen hast, wenn Christkindchen sein Backofenfeuer hatte: „Zhr Kinderlein kommet . . .““

„Um Gotteswillen, Detta, sei doch endlich still, ich habe Kopfschmerz! Mußt du denn ewig plappern! Du bist ein gräßliches Kind.“

Da wurde Klein-Detta ganz still. Mama hatte sie noch niemals ein gräßliches Kind genannt. Das war auch eine von den neuen Erfahrungen, in die sich Klein-Detta nicht finden konnte. Große Tränen traten ihr in die Augen, aber sie kämpfte tapfer mit einem drohenden, lauten Ausbruch und starrte in den Zaunergarten, bis die Farben blässer wurden und das Licht erlosch, wie die Freude in Dettas kleinem Herzen.

Dann kletterte sie leise von ihrem Stuhl herunter und schlich sich unhörbar nach der Türe, um draußen der Lina ihr übervolles Herz auszusüßeln, und sich von ihr ein Lied singen zu lassen. Sie hatte die Klinke schon herabgedrückt, als ihr ein anderer Gedanke kam. Hinter dem großen, dreiteiligen Schirm um den Ofen stand ein Fußbänkchen. Dahin setzte sie sich und sah durch die Marienglasscheiben in die Glut, die allerhand phantastische Höhlen und Gewölbe bildete, von Minute zu Minute andere. Das war wie eine Fortsetzung von vorher. Dann wurde sie in der Wärme müde und schläfrig, und endlich lag sie da, behaglich ausgestreckt, auf dem Fell, die Arme um den Kopf und schlief ein. — — —



Christ-Stollen.

Stimmen weckten sie — aufgeregte Stimmen. Die eine war Mamas Stimme, und sie hatte den fremden, bitteren Klang, den Detta früher niemals gefannt hatte. Das andere war wohl Tante Elisabeth, die so oft zu Mama kam. Detta mochte Tante Elisabeth sehr gut leiden; sie gab Detta immer einen Bonbon, ein Stückchen Schokolade oder ein buntes Bildchen, wenn Detta mit Nina bei ihr einen Auftrag ausrichtete. Und sie war hübsch und lustig. Kinder lieben das. Detta dehnte sich ein wenig und wollte wieder einschlafen. Gespräche von Erwachsenen interessierten sie ganz und gar nicht. Da hörte sie ihren Namen.

„Um Gottes willen, Adele, nicht so laut! Die Wände haben Ohren! Denke, wenn ein Mensch das hörte!“

„Mag er. — Nach Weihnachten müssen alle Menschen es ja doch hören! Nur so lange halte ich es aus — des Kindes wegen. Übrigens kann niemand etwas hören. Detta ist vorhin in die Küche gegangen. Die hält Nina schon in Atem, daß sie keine Zeit findet, lange Ohren zu machen.“

„Detta — das arme, arme Ding! So ein kleines Mädchen sollte die Mutter nicht entbehren müssen!“

„Glaubst du nicht, daß es mir auch das Herz zerreißt? Ich kann das Kind ja nicht mehr ansehen. — Aber trotzdem — ich bin auch ein Mensch! Ich habe auch das Recht zu leben.“

„Nannst du das, was du Leben nennst, mit dem Bewußtsein, dem Kinde sein ganzes Jugendglück — sein Leben geraubt zu haben?“

„Detta wird es gut haben — besser als jetzt, wo ihr kleines Herz den Zwiespalt ihrer Eltern doch fühlt — oder bald fühlen wird! Ich kann die Behandlung nicht mehr ertragen. Manchmal meine ich, es keinen Augenblick mehr ertragen zu können —“

„Und das Kind soll es ertragen —“

„Er liebt Detta abgöttisch —“

„Und muß sie doch dem Mädchen überlassen, wenn er auf seinem Bureau ist! Denke dir — dein Kind den Diensthofen überlassen —“

„Seine Schwester zieht dann zu ihm. — Und sie hat ihn dann ganz, und kann ihn aufheben, so viel sie will. Kein freundliches Wort seit Monaten, Elisabeth — das Mädchen hat es schon gemerkt und macht beleidigende Anspielungen. — Nirgendswohin geht er mit mir — ich sitze da, wie in einem —“

„Adele, Adele, wenn dahinter nicht irgend etwas steckt! Ohne Grund hat sich doch dein Mann nicht so geändert! Der dich früher so auf Händen trug —“

Es gab eine Pause. Detta langweilte sich, und die heftigen Stimmen der Beiden beunruhigten sie. Lautes Reden war ihr gleichbedeutend mit Zanfen. Mama schwieg aber jetzt lange.

„Da ist nichts zu ändern,“ sagte sie dann mit sonderbarer Stimme. „Nach Weihnachten gehe ich fort. Ich lasse mich scheiden.“ Jetzt zuckte Detta zusammen wie von einem Schläge getroffen. Sie wollte anfangen zu schreien, aber der Hals war ihr wie zugeschnürt. Mama wollte fort! Für immer fort! Es war nicht auszu-denken!

„Adele, überlege dir, was du tust! Um Gotteswillen, verübt dich nicht! Da ist ganz gewiß etwas, was du

mir nicht sagst! Was dein Mann nicht weiß — aber fühlt. Deshalb er so anders ist. Wie könnte sonst eine Mutter von ihrem Kinde gehen? Ihre Pflichten hinwerfen, als ob es keinen Gott und kein Gebet gäbe? Ich will es nicht wissen, was dir alles hier so unerträglich macht — aber eins ist sicher — Glück kann es dir niemals bringen — das neue Leben rächt das alte.“ —

Jetzt war es Mama, die weinte.

„Ich schwöre dir, Elisabeth — ich trage keine Schuld — noch keine — aber es wäre besser, ich wäre tot — und ich könnte Detta mit mir nehmen.“

Tante Elisabeth ging. Sie sprach noch streng mit Mama — so streng, wie Detta die liebe, lustige Tante niemals hatte sprechen hören — bis an die Pfortüre. Detta trat schnell hinter ihrem Schirm heraus und lief durchs Wohnzimmer in die Küche zu Nina. Da kam sie gerade zur rechten Zeit, um ihre Abendmahlzeit, Milch und Zwieback, zu sich zu nehmen, die schon auf dem weißgeschneierten Küchentisch bereit stand.

„Aber Detta,“ sagte das Mädchen, „was fehlt dir denn heute abend? Ich glaube, du hast dein Zinglein verloren.“

„Nina,“ sagte Detta nachdenklich, „kommt man in den Himmel, wenn man tot ist?“

„Gewiß, Detta, wenn man brav ist.“

„Zum Christkind?“

„Ja, zum Christkind! Wo auch dein kleines Brüderchen ist.“

Das leuchtete Detta ein. Das Brüderchen, das nur eine Stunde auf dieser Welt geweilt, hatte ja wie ein Wachsendelchen ausgehoben zwischen den weißen Spigen und den Lichtern.

Sie wußte genug. „Und das Christkind ist ganz gewiß immer dann am Backofen, wenn man das Feuer sieht? — Nicht, daß es gerade eben mal fortgegangen ist, wenn man hin kommt?“

„Mir scheint, du willst es wohl besuchen,“ lachte Nina. „In acht Tagen kommt es ja selber.“

Aber Detta wußte wohl, weshalb sie es besuchen mußte. Mama hatte ihm bis dahin am Ende schon gesagt, daß sie fortgehen wolle. Und es hatte ihr es erlaubt. Oder — sie hatte ja tot sein wollen — in den Himmel kommen und Detta mitnehmen. Und Detta wollte nicht ohne Papa. Sie mußte notwendig das Christkind besuchen, so wie sie wieder am Backofenfeuer sah, wo es war.

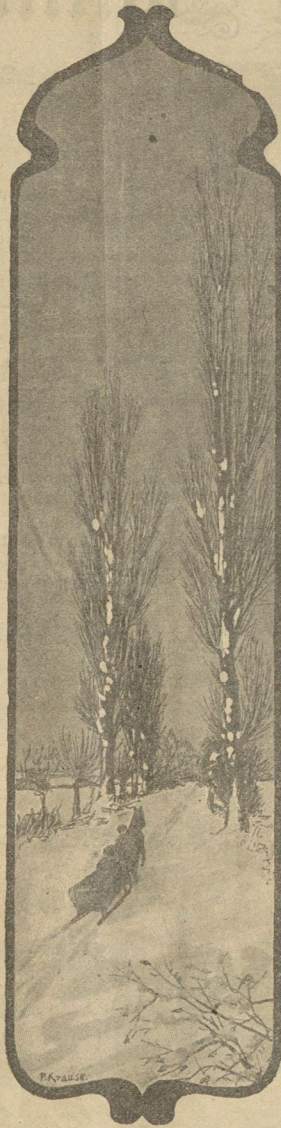
Am anderen Tage aber war trübes, mildes Wetter und kein Abendrot zu sehen. Und so ging es die ganze Woche.

Klein - Dettas Hoffnungsthermometer begann zu sinken.

II.

Am Tage vor Weihnachtsabend war es kälter geworden. Ein leichter Schnee war gefallen, und im Garten freie Bahn geschaufelt, damit Detta herumpringen konnte. Sie hatte ein dickes, weißes Mäntelchen an, und Papa tollte mit ihr herum und warf sie mit Schneebällen.

„Nun geh' gleich ins Haus, Detta. Es wird kälter, und Papa muß fort. Sieh, da badt auch Christkindchen



zum letzten Mal für artige Kinder. Du hast ja so oft danach gefragt diese Woche.“

Die Kleine sah starr in die flammende Glut. Als sie sich umwendete, war Papa fort. Und magisch angezogen, trippelte sie dem roten Scheine nach. Statt ins Haus, kam sie an die Gartentür, schob den Riegel zurück und ging quer über die Landstraße, weiter, immer weiter — nach Christkindchens Backofenfeuer. Der Schnee frachtete ein wenig auf den Feldern; die kleinen Hübe brachen ein wenig ein, aber nicht tief, denn die Decke war noch dünn.

Sie ging tapfer drauf los. Aber wie sie glaubte, jetzt gleich in den Himmel zu wandern, stand sie auf einer kleinen Höhe und sah noch weit, weit vor sich die blasser werdende Röte. Sie bezwang sich, nicht zu weinen. Vom Garten und dem Hause sah sie nichts mehr.

Detta ging weiter, weiter. — Es war schon fast dunkel, als sie durch eine offene Gartentür kam, die fast ansah wie ihre eigene. Aber der Garten war viel größer, unermeßlich groß dünkte er Detta. Dann trippelte sie wieder zu einer Tür hinaus, durch einen dämmerigen, leeren Hof, um den viele große, dunkle Scheunen und Ställe standen. Ob hier wohl Christkindchens Backstube war?

Eine Tür stand ein klein wenig offen und Detta trat auf die Schwelle. Dunstige Wärme drang dem halb erfrorenen Kinde angenehm entgegen. Von der Seite her sah man durch einen schmalen Gang in einen mächtigen Stall, aus dem das behagliche Brummen der Wiederkäuer drang. In dem Raume selbst aber stand nur eine kranke Kuh und ein Mädchen saß beim Scheine einer tiüben Laterne da, um ihr Aufschläge zu machen und sie zu versorgen.

Dettas Herz stand still. Da war sie doch richtig gegangen! Das war gewiß der Stall, von dem sie immer gehört, das Schalein war auch schon da und das Mädchen wartete auch darauf, daß hier auf einmal ein Wunder zu sehen war! Sie wollte auf das Mädchen zugehen. Aber dann sauf sie auf einmal, von plötzlicher Müdigkeit überwältigt, auf einen großen Haufen Heu — so weich, ach so weich! Die Augen fielen ihr zu, sie schlief — stundenlang, ehe sie jemand bemerkte, ahnungslos, welche Verzeihungsstimme zu Hause tobten.

Tante Elisabeth erschraf nicht wenig, als spät abends an ihrem Hause geklingelt wurde und Robert Wiegand, Adels Mann, blaß wie der Tod, auf der Schwelle stand, um sie zu seiner Frau zu holen.

„Detta ist verschwunden — spurlos — und ich fürchte, Adels wird mir wahnwitzig. — Sie tobt in den schrecklichsten Selbstanklagen. Und doch bin ich eigentlich viel mehr schuld — ich hätte das Kind selbst aus dem Garten heraufbringen sollen. Aber ich dachte sie unter dem Wohnzimmerfenster so sicher wie in Abrahams Schoß. —

Wie diese Nacht vorbeigegangen, wußte die lustige Tante Elisabeth später selber nicht. Sie meinte, sie müßte graues Haar dabongetragen haben.

„Das ist meine Strafe, Elisabeth, weil ich von ihr gehen wollte. — Nie mehr werde ich sie sehen — ein Stromer ist gegen abend ums Haus herum gesehen worden. — Und wer weiß, wo sie jetzt im Schnee liegt. — Elisabeth, Elisabeth, du hast recht behalten! Ich wollte frei sein — nun werde ich es. — Schon der Gedanke ist bestraft worden! Aber an meinem unschuldigen Kinde . . .“

Elisabeth wollte tröstend ihre Hand fassen.

„Rühr' mich nicht an! Mein Kind hab' ich neben mir her gehen lassen, bis es sein Herz zu andern trug — mit meines Mannes Liebe habe ich gespielt. — Und wie sinst nun alles in Staub vor der mächtigen Hand, die über mich hingeht. — Es gibt eine Vergeltung.“

So verging die Nacht. Als der Morgen graute, ging Robert Wiegand hinaus in das dämmerige Grau. Elisabeth stand am Fenster und sah ihm mit wenig Hoffnungen nach, wie er über den bräunlich-schneigen Schnee der Landstraße schritt — in fester Haltung, ob ihm auch das Schicksal alles zu rauben drohte. Dann ging sie wieder zu Adels Lager. Die Minuten wurden zu Stunden.

Ein Wagen rasselte die Straße heranter.

„Sie bringen Detta,“ jammerte die Mutter, sprang mit gleichen Hüben von ihrem Lager herab und lief ans Fenster.

Ein Bauernwagen hielt vor dem Hause. Robert war schon abgestiegen, mit einem Sprung, wie ein Zingling. Ein grauhaariger Bauer reichte ihm Detta herab. Ihr weißes Mäntelchen schimmerte aus einer groben Wolldecke heraus, in die man sie vorsorglich eingewickelt hatte, und aus der Kapuze sah ihr liebes Gesichtchen frisch und munter beim Klang des Fensters in die Höhe. Mama stieß einen grellen Schrei aus.

„Detta — Detta —“

Sie rannte die Treppe herab und traf auf Papa, der sein Töchterchen noch fest im Arme hielt.

„Sage Mama gleich, wo du warst —“

„Beim Christkind, Mama — im Stalle — ich wollt' es bitten, daß es auch Papa mit in den Himmel nimmt — nicht nur dich und mich, wie du neulich zu Tante Elisabeth sagtest. Aber da bin ich eingeschlafen und hab's nicht mehr gesehen und weiß nicht, ob es wirklich Papa mitnimmt —“

Detta barg das Köpfchen an Pappas Schulter. Und da sah sie nicht den langen, fragenden Blick, der zu Mama ging. — Aber dann fühlte sie zwei weiche Arme, die sich um Papa und Detta schlangen, und sie hörte Mamas Stimme — die Stimme von früher.

„Doch, Detta, es war da, und es nimmt Papa mit — aber jetzt bleiben wir noch alle zusammen, gelt?“

Sie trugen Detta zusammen die Treppe herauf, und Detta hatte um jedes seiner Eltern ein Armchen geschlungen und lachte schon, während ihr noch zwei dicke Tränen über die rosigen Wangen liefen.

Krusen Badders Weihnacht.

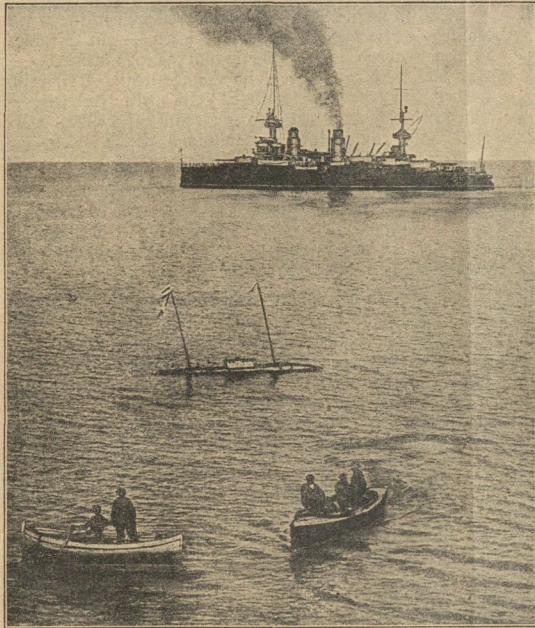
Sätze aus der Heide von Anna Gade.

Auf der einsamen Landstraße, die durch die Lüneburger Heide führt, stapft ein weißhaariger alter Bauersmann dahin, der breite Rücken gebückt von der Last der arbeitschweren Jahre. Ein winziges Tannenbäumchen trägt er im Arm und in der andern Hand, die trotz des dicken Fausthandschuhs völlig erstarrt vor Kälte ist, einen ungesügten Paden, in ein rotes Sacktuch eingeknüpft.

Ein rauher, heulender Nordost segt über die weite Heide vereinzelt müde Flocken hin, die taumelnd durch die schneidend kalte Luft herniederschweben, und preßt dem alten Mann die klaren Tropfen in die treuherzigen

Augen. Die schwerfälligen Schritte des Alten klingen auf der hartgefrorenen Chaussee, in deren ausgefahrenen Wagenfurchen weißschilleriges, dünnes Eis blinkt, das unter seinen Füßen wie sprödes Glas zerspringt.

Es ist Weihnacht, vierundzwanzigster Dezember heut, und Krusen Badder, der in einem weltverlorenen Dörfchen der Lüneburger Heide zu Hause ist, ist schon seit früh vor vier Uhr auf den Beinen. Erst stundenweit zu Fuß, dann mit der Bahn, dann wieder eine Strecke zu Fuß. Er will seinen einzigen Sohn besuchen, der in einem großen Flecken umweit Celle vor einer Reihe von Jahren



Branllys Versuche auf der Reede von Antibes: Das Panzerschiff „Saint Louis“ versucht vergeblich dem durch elektrische Wellen gelenkten Torpedo zu entkommen. (Text S. 408.)

in ein stattliches Gewese eingehiratet hat. Er will ihn mit seinem Besuch zum Feste überraschen, denn sie haben sich so viele Jahre nicht gesehen.

Die beiden Alten, sie hatten daher solche Sehnsucht nach ihrem Jungen und nach den Enkelkindern, die sie noch gar nicht kennen. Und als die lang geplante Reise endlich ernst wurde, geriet das ganze Dorf in Aufregung ob des Ereignisses und all der Zurüstungen. Denn Krusen Mudder, die der Ziege und der beiden Schafe wegen ja nicht gut mitkonnte, hat einen ganz großen Butterkuchen in dicke Stücke zerschnitten und für die Enkelkinder eingepackt. Und der Kuchen ist so schön geraten, wie noch nie, so mächtig aufgegangen, daß man

einmal von oben und einmal von unten abbeißen muß, wenn man ihn zwingen will. Und ferner hat sie ein Spint goldbacher Apfel von dem alten Reinettenbaum vor der Tür, die sich die beiden Alten niemals zähnten und fürsorglich im Stroh stets für die Kinder „aufhegten“, in aller Herrgottsfrühe in das Bündel eingepackt. Dazu noch zwei Paar selbstgestrickte Strümpfe für die Schwiegertochter und eine armdicke Leberwurst. Und für den Jung', den Willem, einen wunderschönen bunten Schal und außerdem ein dickes Bünd Zigarren, mit einem rotseidenen Band umschlungen. Drei Pfennige das Stück hatten sie gekostet, und im Krug zu Heidebüttel, wo Krusen Vadder sie mit Stolz und Wichtigkeit gefauft, war ihm vom Wirt versichert, es sei was ganz besonders Feines.

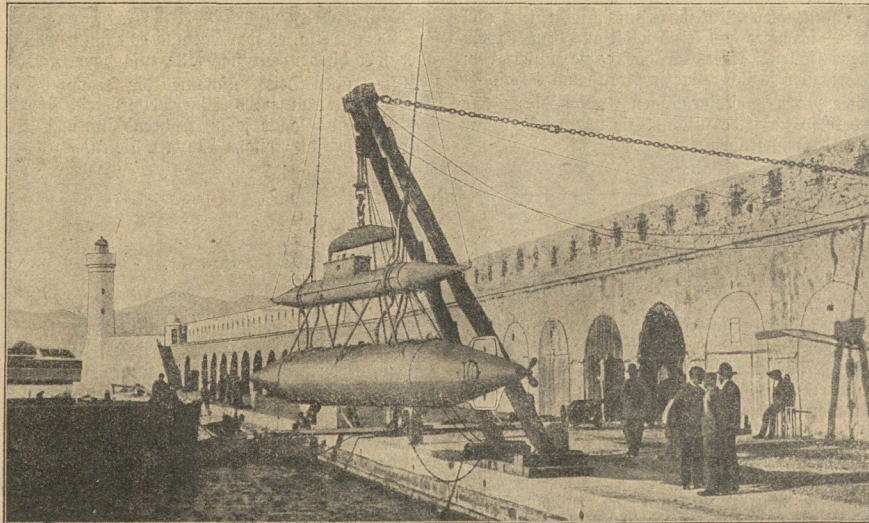
Im Flecken angelangt, fragte Krusen Vadder eine junge Dirne, die just des Weges kommt, wo denn sein Sohn wohne. Die kede Dirne lacht und meint, sie müsse erst mal wissen, wie denn der heißen solle. Da gibt er ihr stolz Auskunft: „Wilhelm Kruse!“ Sein Sohn habe einen Gasthof und einen Kaufmannsladen! Und das Mädchen weist ihn darauf zurecht. Das Herz klopf ihm doch heftig unter dem blank geschauerten Sonntagsrock, der mit ihm alt geworden und dessen Saum vom häufigen Verregnen auf den weiten Kirchgängen so wunderbar gefraust ist.

Nun steht er endlich da am Ziel all seiner Sehnsucht. Und beinahe ehrfürchtig wird ihm zu Mut. Was hatte der Jung', der Willem, bloß für ein feines, staatliches Haus! Mit roten Pfannen und einer goldenen Wetterfahne auf dem Dach.

Und ganz wie in der Stadt gebaut!

Wenn Mudder bloß die Spizengardinen und blühenden Blumen sehen könnte, und erst die beiden Schausenster! Und an dem breiten Schild dort über der Haustür stand . . . ja, was stand da doch gleich in mächtigen Buchstaben? Das Lesen war Krusen Vadders Sache von jeher nicht gewesen. Er legte daher sein Weihnachtsbündel vorsichtig auf die Erde und seinen Tannenbaum und zieht dann hinten aus der Rocktasche, aus der die kurze Peise und das Schnupftuch gucken, das abgegriffene Lederfuttural hervor, in dem die mächtige Hornbrille steckt, die er sich umständlich auf die Nase setzt.

„Logierhaus, Restauration und Tanzsalon“. Und



Das Branllysche Torpedoboot vor dem Einlegen ins Wasser an einem Kran hängend. (Text I. S. 408.)



Friede auf Erden.
 Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer.

darunter: „Kolonialwaren-Handlung und Konfektionsgeschäft.“ so buchstabiert er mühsam die prokige, vielseitige Aufschrift. Und Krusen Badder ist ganz hin vor Stolz. Das war zum Teil wohl gar Lateinisch, was da stand! Ja, ja, der Jung', der hatte was gelernt, und für das Feine war er immer schon gewesen.

In der kleinen Stube, die nach dem Hof hinaus liegt und auch als Milkammer benutzt wird, sitzt einsam Krusen Badder. Auf einem Stuhl hart neben der Tür, wie jemand, der als Bittsteller kommt und nicht dorthin gehört. Es ist bitter kalt im Raum, der Ofen nicht geheizt, und die Tasse Kaffee, die man ihm hineingeschickt, will auch, obgleich sie ja schön heiß ist, doch gar nicht so recht wärmen. Es friert den alten Mann. Von außen und von innen. Die Schwiegertochter ist in ihrem modischen Kleid so fein, daß er sich kaum getraute, ihr seine harte, braune Hand zu geben. Und der Jung' ist auch mit seiner dicken, goldenen Uhrkette und weihem Kragen und breitem Fingerring so nobel und so — so anders geworden in all den Jahren, die sie sich nicht gesehen haben, daß Krusen Badder kaum noch glauben kann, daß das sein Willem ist.

Er ist wohl ungelegen gekommen. Sie haben nicht viel Zeit für ihn, denn es sind Verwandte von der jungen Frau, so fein gekleidete Großstädter, zu Weihnacht auf Besuch im Haus. Die sitzen drüben in der guten Stube bei Kaffee und Kuchen beisammen; aber Kuchen — man hat ihm auch davon hineingeschickt — so lose und so lecker, wie Krusen Badder ihn nicht für möglich gehalten hat. Und innen immer schichtweise mit ganz was Feinem gefüllt. — Sogar Musik machen sie jetzt drüben; es wird wohl ein Piano sein, so wie in Heidebüttel beim „Herrn Pastohr“ eins in der Stube stand. Und lautes Lachen und Schwaben dringt zu dem einsamen, alten Mann herüber, der sich mit einem Male so sterbensunglücklich im Hause seines Jungen fühlt, so grenzenlos verlassen, daß ihm beinahe die Tränen kommen.

Wo war nur all die große, wochenlange Freude hin?!

Die Schwiegertochter, die mit ihm hochdeutsch spricht, ihn „Sie“ nennt, hat ihm sein Bündel und das Bäumchen abgenommen. Aber — so derbe, wollene Strümpfe trug die sicher gar nicht, und wenn er den hübschen, rot und grün gestreiften Schal bedenkt, den Mudder ihm mit eingepackt, auf den die beiden Alten noch heute in der Frühe so ganz unfählich stolz gewesen, dann will er ihm jetzt gar nicht mehr zu seinem Jungen passen.

Da hellt sich plötzlich das trostlose Gesicht des alten Mannes auf, die müden Augen leuchten. In die Tür herein gucken neugierig zwei pausbäckige, dralle Kinder, ein Junge und ein Mädchen von acht, neun Jahren ungefähr, fein neomodisch gekleidet. Der Junge in einem Matrosenanzug, das Mädchen in einem roten Sängelleid.

Der alte Mann geht auf sie zu, gibt ihnen die Hand und streichelt die runden Wäddchen der Kleinen, die ihn mit sichtlichem Interesse mustern. Das war also der Großvater? Der ihnen die Äpfel mitgebracht und aus dem Wald zu Haus den kleinen Tannenbaum! Den konnten sie ja gar nicht brauchen. Ihr Weihnachtsbaum im vorigen Jahre reichte bis an die Decke der guten Stube, da, wo die roten Plüschmöbel und das Klavier stehen.

Und der alte Mann erzählt ihnen von der Großmutter daheim, und wie sie die beiden Enkelchen so lieb haben. Und von der Biene und den beiden Schafen. Im Sommer müssen die Kleinen die Großeltern mal besuchen.

„Woß Schafe?! Sast du denn keine Pferde?“ fragt ihn der Junge, denn auch die Kinder sprechen, wenn auch

nur mangelhaft, doch hochdeutsch, und er versteht sie schlecht. „Wir haben vier,“ so fährt der Kleine fort, „zwei braune und zwei schwarze! Und eine Menge Kühe — un denn noch'n ganzen Stall mit Schweine!“

Das kleine Mädchen schweigt und starrt den alten Mann noch immer von der Seite an, bis es dann plötzlich losplagt: „Du, Großvater, ist das dein bester Mod?“

Und Krusen Badder friert mit einem Male so unerträglich, so bis ins Mark hinein, daß der Entschluß unwiderruflich in ihm feststeht, sich unverzüglich und ohne Abschied wieder aufzumachen.

Er sagt nur hastig den beiden Enkelkindern Adieu, und als er dann leise sich über die Diele und an der offenen Küchentür vorbeidreht, sieht er, wie dort die Mädchen und die Knechte am Tische Kaffee trinken und große Schnittchen Butterbuchen eintunken.

Der Kuchen ist so dick, so mächtig aufgegangen — ob es am Ende d e r ist, den er im Bündel mitgebracht, den Mudder gestern daheim so sorgsam, mit so viel Liebe gebacken hat?! —

Der alte Mann atmet erst auf, und doch auch seufzt er tief und schwer, als draußen ihn wieder der eifige Wind anpackt und ihm die Schneeflocken ins Gesicht treibt.

Da heben drüben vom Kirchturm just die Glocken an zu läuten und laden zur Weihnachtsanacht ein. Und Krusen Badder zieht, trotz aller Kälte auf der Dorfstraße, ehrfürchtig seine Mütze von dem weißen Haar und hört für eine Weile den ehernen Stimmen zu. Und langsam rinnen die klaren Tropfen ihm über das faltige, braune Gesicht. Er aber wischt sie hastig fort — wie doch der Wind hier schneidend weht!

Daheim in seinem Dorf ging „Mudder“ nun wohl auch zur Christandacht. Ach, wenn sie wüßte, wie traurig und verlassen er hier steht! Wie anders hatten doch die beiden Alten sich's gedacht!

Dann aber rafft er sich zusammen. Er hat noch eine tüchtige Strecke Wegs vor sich und muß sich tapfer daranhalten, wenn er vor Einbruch der Nacht noch wieder an die Bahnstation gelangen will, um morgen wieder daheim zu sein. Zumal die steifen, alten Knochen vom weiten Marsch und all der Kälte ihm heute doch recht müde geworden sind. —

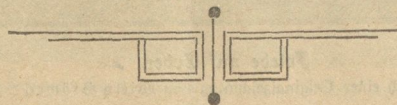
Und Krusen Mudder traut ihren Augen kaum, als „Badder“ am folgenden Mittag schon wieder in die Döns eintritt. Mit hundert Fragen bekümmert sie ihn. Warum er so früh zurückgekehrt. Wie es dem Jung', den Kindern geht, ob ihnen der Kuchen schön geschmeckt, was sie zu ihrem Schal gesagt haben, und wem die Enkel ähnlich sehen.

Und Krusen Badder, der sonst sein Lebtag nicht mit dem Lügen fertig werden konnte, er weiß auf alles eine Antwort. Er täuscht die arglose, alte Frau, sie wenigstens soll nicht wissen, wie's ihm ergangen ist.

Heut haben die Kinder selber notwendig nach auswärts auf Besuch gemaßt; da konnte er doch nicht länger bleiben, obgleich er so gebeten ist. —

„Ach, Badder,“ so meint dann schließlich die alte Frau, die ihm mit feuchten Augen zuhört, „wenn ik doch of noch mal den Jung' besäufen künn! — Awer,“ so setzt sie traurig gleich darauf hinzu, „dat geit nu mal nich goot, von wägen de Zik und de Schaap!“

„Sad, Mudder,“ gibt Krusen Badder ihr zur Antwort, während er sich an dem Wandschapp mit seiner Pfeife zu schaffen macht, und seine Stimme zittert doch so eigentümlich, „... ja, Mudder, du häst recht, dat geit nu mal nich goot — — von wägen de Zik und de Schaap!“ . . .



Hör es, die im Kampf hielten
Ihr nur Frieden sehnt und sinnt,
Nur die Liebe bringt den Frieden
Und die Liebe ist ein Kind.



Auf, die Bäum'ung sinkt zur Erde,
Leise glimmt die Sternenspracht;
Wo die Kinder laßt uns werden
Nur die eine heil'ge Nacht.

Weihnacht.

Süße, sel'ge Weihnachtszeit,
Kinderzeit weit und breit,
Tannenduft und Kerzenlicht,
Weihnacht, o wer liebt dich nicht!

Sendest deinen hellen Schein
In das kleinste Kämmerlein,
Dringt bis in das Herze tief,
Wo die Liebe träumend schlief.

Und du weckst sie leis' und lind,
Rührst sie zu der Armut Kind,
Daß sie bringe Glück und Freud',
Daß sie lind're Gram und Leid.

Hehre, heilige Weihenacht,
Hast den Heiland uns gebracht;
Der für uns're Sünd' und Not
Starb den bit'tren Kreuzestob.

Drum, wo gramunflort ein Waid,
Künd' ihm mild der Christnacht Glüd;
Wo ein Herz voll Weh und Leid,
Bring ihm frohe Weihnachtszeit!

Gräfin Luise.

Su Tisch.

Gut Gericht - rechtlich Gericht.

Filet in Madeiraauce. Man häutet eine schöne Lende, spült und salzt sie und brät sie in Butter unter öfterem Begießen halb gar. Inzwischen rührt man aus einem braunen Butternöhl mit kräftiger Bouillon, Salz, Pfeffer und einem großen Glas gutem Madeira eine sämige Sauce, legt das halb gar gebratene Filet hinein und fügt noch Scheiben von bianchierter Kalbsmilch und Champignons und kurz vor dem Anrichten in Bouillon gargekochte Fleischklößchen, sowie einige geschnittene Trüffel hinzu. Man zerschneidet die Lende in der Küche, legt sie wieder zu ihrer natürlichen Form zusammen, umgibt sie mit den übrigen Sachen und überfüllt sie mit der Sauce.

Gefüllte Kalbschnitzel. 6 Personen. 1 1/2 Stunden. Aus 2 bis 2 1/2 Pfund guter Kalbsleule schneidet man fingerstarke, längliche Scheiben, die man gut klopft und mit feinem Salz einreibt. Dann macht man eine Füllung aus 200 Gramm gehacktem Kalb- oder Schweinefleisch nebst 3 bis 4 gehackten Schalotten, 2 Eßlöffeln gehackter Petersilie, 1 Ei, Pfeffer, Salz, 1 bis 2 Eßlöffeln geriebenem altbackenen Schwarz-

brot und 1-2 Eßlöffeln Weiswein, füllt etwas davon in die Mitte jedes Schnitzels und rollt sie zusammen, umbindet sie mit gebrühter weißer Baumwolle, läßt in der Kasserolle 120 Gramm Butter Farbe nehmen und die Schnitzel darin auf allen Seiten lichtbraun braten. Der Bratenlast wird mit etwas Brühe, Wasser oder Sahne und ein wenig bräunlicher Mehl-einbrenne verköcht, abgeschmeckt, mit zehn Tropfen Maggi Würze vollendet und über die Schnitzel gegossen.

Kartoffelklöße. Gute, mehligte Kartoffeln kocht man in der Schale, läßt sie aber nicht platen; nach dem Erkalten werden sie abgeküht und auf einem Reibeisen oder einer Reibmaschine gerieben. Man bratet man etwas würfelig geschnittene Semmel in reichlich Butter hellgelb, fügt sie, etwas abgekühlt, zu den Kartoffeln, gibt 150 Gramm Mehl, drei zerhackte Eier, nach Geschmack etwas Zucker und geriebene Zitronenschale, so wie das nötige Salz hinzu, verrührt alles gut und formt mit mehlsbestreuten Händen Klöße in beliebiger Größe. Nachdem dieselben in Salzwasser gar gekocht sind, übergießt man sie mit brauner Butter, in welcher man auch geriebene Semmel rösten kann, oder man gibt sie mit gebratenem Speck zu Tisch. Auch sind sie eine passende Beigabe für alle Obstsorten. Gibt man diese Klöße als Einlagen in Brühsuppen, was nebenbei bemerkt, sehr praktisch ist, und vorzüglich schmeckt, so läßt man die gebratene Semmel fehlen und formt die Klößchen recht klein.

Probatum est!

Wer vieles bringt, Wird manchem etwas bringen.

Wäscheleine Blumen und Kleider zu waschen. In 4 Liter kaltes, weiches Wasser schneide man für 20 Pfennig 50prozentige Gallseife, kochte sie darin klar und lasse die Seifenbrühe erkalten. Sind verschiedenfarbige Blumen und Kleider zu waschen, so gießt man das Gallwasser in so viel Gefäße, als Gegenstände vorhanden sind, lege die sorgfältig zusammengefaltete Seidenwäsche hinein, so daß sie überall von der Brühe bedeckt wird, und lasse sie darin ungefähr vier Stunden stehen. Besonders schmutzige Sachen legt man in das kalte Gallwasser und bringt sie darin erst zum Kochen und lasse sie erkalten. Dann nimmt man sie heraus und spült sie in kaltem Wasser tüchtig aus. Zuletzt glättet man die Wäsche zwischen reinen, weißen Leinentüchern trocken. Auf diese Art behandelt, verliert die Wäsche ihre Farbe nicht und behält auch den schönen Glanz. Mit

dem übrig gebliebenen Seifenwasser kann man schmutzige Wollstrümpfe, alte Tuchkleider, wollene Sofaabzüge, alte abgetretene Teppiche usw. abbürsten.

Hausrat.

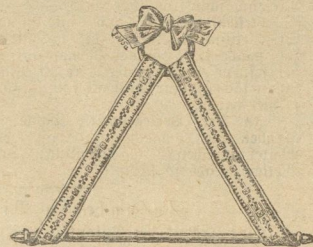
Kleine Mittel - große Wirkung.

Gegen Frostballen. Gegen erfrorene Glieder und Frostballen ist von vorzüglicher Wirkung ein Gemisch von Kampferspiritus und Safran-Tinktur. Nachdem die leidenden Teile täglich einige Male mit dieser Tinktur mittelst einer Feder beim warmen Ofen bestrichen werden, pflegt auch bald die Frostgeschwulst und jede Frostwunde zu verschwinden. Auch läßt sich dieses Mittel ohne alle Umstände und Gefahr zur Heilung erfrorener Wangen und Nasen anwenden und leistet sichere Hilfe.

Arbeitskörbchen.

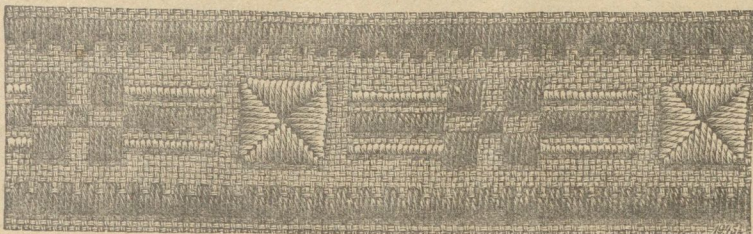
Begen ist der Mühe Preis.

Dedenträger mit Flachstichnädeln. (Siehe Abbildung und Detail.) Zur Anfertigung des Trägers ist ein ca. 70 bis 90 Zentimeter langer, polierter Holzstab und ein Holzring von ca. 8 Zentimeter Durchmesser, sowie zwei gestricke Streifen von 60 Zentimeter Länge erforderlich. Die Streifen scheidet man aus gelblichem Garbanger Stoff ca. fünf Zentimeter breit und fñhrt darauf das in der Abbildung naturgroß dargestellte Muster aus. Die beiden Ränder, bei



Dedenträger mit Flachstichnädeln. (Siehe Text.)

welchen abwechselnd je zwei Flachstiche über vier und zwei über sechs Gewebefäden greifen, werden mit grünem Fälingarn gestickt; hellfarbig werden die großen Quadrate, bei denen die Stiche über zwei bis acht Gewebefäden greifen. Die hell gezeichneten kleinen Stäbchen sticht man mit gelbem Garn mit dunklerem, lilafarbigem Garn über sechs, resp. vier Gewebefäden. Die Streifen werden unterfñhrt und an Stab und Ring genäht. Dieser praktische Gegenstand wird mit seinem Ring, den eine farbige Wandschleife ziert, auf einen Haken gehängt; er hat die Bettdecke über Nacht oder die Tischdecke während der Mahlzeit zu tragen. Die Flachstichbordüre eignet sich auch gut zur Verzierung von Kinderkleidern, Schürzen, Blusen und dergleichen Sachen.

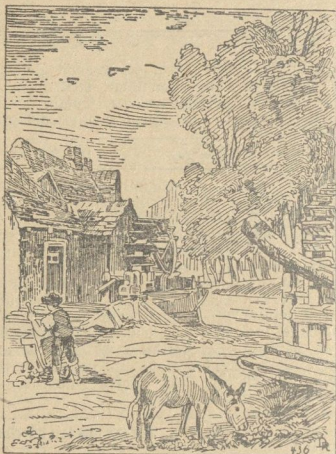


Flachstichbordüre zum Dedenträger.



Humor und Rätsel.

Bergier-Bild.



Wo ist die Müllerin?

Eine unerwartete Eröffnung. Fräulein Laura hat dem Dyrker Huldreich Wonnejam auf seine feurigen Liebesbeteuerungen einen zierlichen Korb ausgehändigt. In fürchterlicher Erregung zieht Huldreich sein Messer. — „Am Himmels willen,“ kreischt Laura, „töten Sie sich nicht! Ich erhöere Sie!“ — „Schön,“ sagt Huldreich und klappt das Messer wieder zu, — „übrigens wollte ich bloß den Weistift zu einem Abschiedsgebicht spitzen!“

Die verkaufte Klapperschlange. „Nu, Morische, was haste gesehen für grausliche Tiere in dem Aquarium?“ — „A Krotobil, ä Schildröt und ä giftige Schläng, wo hat hinten ä Rechenmaschin' am Schwanz.“

Geschäftsprinzip. Ich kaufe in einer Buchhandlung zwei Stück Ansichtspostkarten, die ich mit 20 Pfg. bezahlen muß. Ich mache den Händler darauf aufmerksam, daß die Karten bei seinem Konkurrenten nur 15 Pfg. kosten, worauf er mir schlau lächelnd zur Antwort gibt: „Ja, der verdient auch nicht so viel daran.“

In der Verlegenheit. Dame: „Aber, Herr Schulze, glauben Sie, es mache mir Spaß, wenn Sie immer nur vom Wetter sprechen?“ — Jüngling: „Ach, ich — dachte, weil's Wetter gerade so schön ist!“

Zu unseren Bildern.

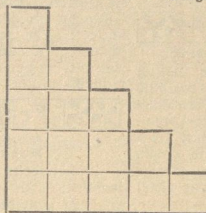
Eine Technik der Zukunft. (Hierzu die Bilder S. 404.) Das durch elektrische Wellen gelenkte Torpedoboot ist eine Erfindung des berühmten Forschers auf dem Gebiete der Elektrizität, Professors Branly, dessen Forschungen den Ausgangspunkt und die Grundlage für die spätere Entwicklung der drahtlosen Telegraphie bildeten. Das eigens für die Versuche konstruierte Torpedoboot besteht aus einem fischähnlichen Körper, an dessen vorderem Teil die Lanciertöhre für das Torpedo angebracht ist, während im mittlern eine Akkumulatorenbatterie und ein Elektromotor Platz gefunden haben, der die Maschine mit einer Geschwindigkeit von hiebzehn Knoten treiben kann. Im hinteren Drittel befinden sich die Schraubewelle und der Steuerapparat. Dieser Bootkörper ist für gewöhnlich untergetaucht, während ein darüber befindlicher und mit ihm fest verbundener kleiner Schwimmkörper auf der Wasseroberfläche sichtbar ist. Der Schwimmkörper trägt zwei Masten, die Aufhängestangen für die elektrischen Wellen. Die Lenkung des Bootes geschieht, ebenso wie die Regulierung der Geschwindigkeit und das Auslösen und Anzünden der Lampen, sowie das Abschicken der Torpedos ausschließlich vom Lande oder von einem größeren Schiffe aus mit Hilfe der elektrischen Wellen. Bei den Versuchen an der Küste von Antibes gelang es dem französischen Kanzerischiff „Saint Louis“ nicht, sich innerhalb einer Entfernung von acht Kilometern vom Lande den Angriffen des Torpedos zu entziehen. Jenseits dieser Grenze wurde die Lenkung schwieriger, da die Intensität der Wellen mit der Entfernung von ihrem Ursprungsort abnimmt. Branly hofft indes, das System des telemechanischen Torpedoangriffes immer weiter zu verbessern.

Kryptogramm.



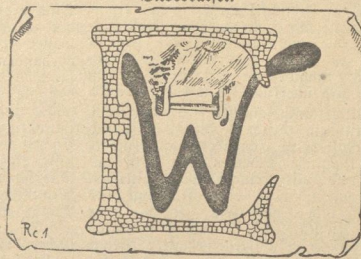
Die Buchstaben sind in einer bestimmten Reihenfolge zu lesen.

Magisches Dreieck.



Die Buchstaben B, CCCCC, Z, R, P, SS, U, W sind in die Felder des Dreiecks derart einzutragen, daß die drei Reihen und die drei wagerechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Insekt, 2. Stück Land, 3. Bodenform, 4. Nahrungsmittel, 5. Gewässer, 6. Name von Päpsten.

Silberrätsel.



Rätsel - Auflösungen voriger Nummer:

Silberrätsel.

Angela, Geiuch, Sabel, Dacheim, Leiter. — Gesundheit.

Ergänzungsrätsel.

Sohn, Neß, Lieb, Wesen, Pankeinlage, Alee, Abend.
Ohne Liebe kein Leben.

Bilderrätsel. Melone. — Scherzrätsel. Zephyr (C vier).

Anagramm.

Estrich, Iran, Lampe, Gerst, Mode, Insel, Tafel, Wagen, Emil, Jller, Lama, Erich. — Eile mit Weile.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Göthen, Anth. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Göthen.

